

er
64
üche
Auswahl
erlei. Allen, die
ung gewonnen
s-Milch
u.-Sahne
Musteranhang
gollerning 34
ze
chleif, Polier,
- Unterlag
pfen, Fließ
seifen, empfind
anfabrik
or, Köln i.
Fpr. 6358.
ra.
3 1/2 Uhr:
bert.
arten.
iertags,
ittwochs
ltage 5
Uhr ab
zeri.
Feiertagen
11 Uhr:
Musik.
Küche.
cher Hof.
mittag 5 Uhr
Konzert.
engebirge)
melzial'
dehnter Tonm
nnest bequ
gung.
Wandbrühl.
ous.
in Geles,
11-1 Uhr:
Bauernm
zchen.
nen Gd.
platz.
Eintritt frei.
alt und Jung.
melpunk
nde.



Nr. 18.

Colonia.

Sonntag,
2. Mai 1909.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Unfern Frauen und Für die Jugend.

In einer Tuchfabrik.

Die Weberin.

Von Karl Kolbach.
(Wgl. Colonia Nr. 18.)

Die wundersamen Vorgänge der Spinnerel liegen hinter uns, und mit Spannung verfolgen wir den weiteren Prozeß zur Herstellung des fertigen Tuches, dem Kinde gleich, das bei einer lebhaften Erzählung, die ins Stoden gerät, gleich fragt: „Wie geht's weiter?“ Die Kette steht nun eingestellert im Webstuhl. Alle ihre Fäden laufen darin über den Strichbaum und durch das Geschirr. Letzteres ist ein System von feinen Drahtzügen mit kleinen Oesen, durch welche die einzelnen Fäden hindurchgehen. Wechselweise heben und senken sich bei der Arbeit die Reihen des Geschirrs und bilden so wechselnde Flächen verschiedener Fadenlagen in der Kette, durch deren Gefächer jeweilig die Schützen mit den Spulen hindurchlaufen, welche den Einschlagfäden mit sich führen und ins Zeug weben. Wechselweise — nun von links, jetzt von rechts — schlagen die Schläger so das Webergeschirr durch die wechselnden Fächer. Hinter dem Schußfaden aber schlägt jedesmal das Rieb diesen mit kräftigem Schlag an den vorherigen an und fügt so das entscheidende Gewebe aus den rechtwinkligen Kreuzungen von Ketten- und Schußfäden.

Das sind nun alles auf dem Papier gar prosaische Vorgänge. Aber vor dem leblichen Auge ist's anders: Da tanzen die Geschirre, da reden sich die Schläger gleich edigen Armen und schmeicheln die hurtigen Schützen. Da tastet und bewegt sich die Vorrichtung, welche diese Schützen in die jeweilige Schußbahn hebt, da jurren die Scheiben und schnurren die Riemen, da lebt und bewegt sich vor uns die Maschine wie ein geheimnisvolles Wesen. Mit Bewunderung sieht man zugleich den Gegensatz zwischen den scheinbar regellosen Fäden ohne Halt und Festigkeit auf der einen, und den festen, oft bunt gemusterten fertigen Stoff auf der anderen Seite des Geschirrs. Ja, so anmutig und fesselnd ist dieser Vorgang, daß man ihn stets mit Vorliebe als Bild und Vergleich gebraucht hat. Man redet vom „laufenden Webstuhl der Zeit“, in dem das Schicksal als Schütze in die langsam und unaufhaltsam vorrückende Lebenszeit des Menschen in bunter Folge bald helle, bald dunkle Muster wirft. Nun denke man sich weiterhin einen Raum von — ich greife

einen bestimmten heraus — etwa 100 zu 20 Meter im Geviert, also groß, fast wie eine Markthalle oder der Innenraum einer Kirche, in diesem Raume 120 Webstühle, alle durch Maschinenkraft getrieben und gleichzeitig bei der Arbeit. Verfolge dich dann weiterhin im Geiste ins Hochgebirge neben einem Wasserfall, der donnernd von der Höhe herabstürzt. Es wird dir im letzteren Falle eher möglich sein, dich dem neben dir Stehenden durch lauten Ruf verständlich zu machen, wie hier in diesem Weberaale. Gleich einem Laubstummeln greift man notgedrungen zur Zeichensprache, um sich verständlich zu machen.

Nun ist endlich das Tuch fertig gestellt, aber noch lange nicht versandt- und gebrauchsfähig. Da kommt es zunächst in die Wäsche, wo unter reichlichem Wasserzufluß das Tuch zwischen zwei Holzröhren durchgeführt und ausgequetscht wird. Soda, Seife und Ammoniak helfen den Vorgang beschleunigen, der darin besteht, den noch in der Wolle enthaltenen tierischen Schweiß und die im Spinn- und Webeprozess zugefügten Öle und Fette zu lösen und wegzuführen. Schaumig quillt es zwischen den Walzen hervor, weiße Massen bewegen sich in tragem Fluß, unablässig wandelt das triefende Tuch hindurch, und ein scharfer Ammoniakgeruch erfüllt die Luft. Aber auch die Elektrizität wird neuerdings schon bei diesem Waschverfahren in der Weise angewendet, daß man das Tuch zwischen Elektroden hindurchführt, wodurch eine schnellere Verjüngung der fettigen Bestandteile durch den elektrischen Strom veranlaßt wird.

Bei helleren und feineren Damenstoffen wird auch noch das Karbonisierungsverfahren angewandt. Trotz aller Reinigungs-methoden, die vorausgegangen sind, enthält nämlich das Wolzeug noch immer kleine Strop- oder Holzpartikeln, welche den Stoff nach dem Färben stetig erscheinen lassen würden. Deshalb bringt man diesen noch in ein Bad von verdünnter Schwefelsäure. Diese Lösung greift nun die genannten Pflanzenteile stark an, die Wollfasern aber kaum merkbar. Kommt nun hernach der Stoff in eine Trockenkammer, einer Hitze von etwa 100 Grad Celsius und mehr, so verdampfen die von der Schwefelsäure halb zerlegten Pflanzenteile und erscheinen auf dem sonst blauen Stoff als tief schwarze Sprengelchen. Eine Waschmaschine mit Sodabehandlung beseitigt diese endlich völlig.

Wird Wolzeug in warmem Seifenwasser gewaschen und gerieben, so läuft es ein und wird filzig, wie jede Hausfrau schon zu ihrem Verdruss bei Strampfen, Zaden und ähnlichem Wolzeug

erfahren hat. Auf dem nämlichen Vorgang, den man aber hier absichtlich herbeiführt, beruht das Walken, das nun der Stoff durchzumachen hat, indem er in einer Seifenbrühe wiederholt zwischen Holzwalzen durchgeführt wird. In Zentrifugen oder Vakuumapparaten wird darauf das Wasser ausgepresst oder ausgesaugt.

Jetzt führt uns unser Weg in die Rauherei zu Walzen, die mit den trocknen, borstigen Fruchtständen der bekannten Kardendistel bestickt sind. Manche Gegenden Deutschlands, vor allem aber die Provence, liefern diesen Artikel. Läuft das Tuch nun zwischen diesen Kardenzwalzen hindurch, so wird es an der Oberfläche rauh, indem die Kardenspitzen unzählige Wollfäserchen daraus losgerissen haben. Für die nicht in der Wolle gefärbten Stoffe ist nun der Zeitpunkt gekommen, wo sie gefärbt werden. Man sieht sie in der Färberei langsam in den großen Bottichen herumgerührt, welche die Brühe mit den vielfältigen gelösten Farbstoffen enthält. Wiederum wird darauf das Zeug ausgewaschen, wiederum getrocknet, und es geht jetzt zur Schermaschine, in der zwei Walzen mit Spiral- und Gegenmessern gegen einander runderlaufen und so nach Art einer Schere ohne Ende die in der Rauherei zu lang herausgezupften Fäserchen an der Stoffoberfläche alle auf gleiche Länge abschneiden. Aus der Schererei kommt das Tuch zwischen Zylinderwalzen oder unter hydraulische Pressen, die ihm lebhaften Glanz verleihen. Aber dieser würde allein zu auffallend und vorübergehend sein, und so leistet denn die Defattermaschine die Schlussarbeit, indem in ihr der Stoff nochmals durch ein Dampfbad hindurchgeführt wird, das den äußeren Glanz mildert und zugleich so dauernd macht, daß selbst kein Waschen ihn mehr beseitigen kann. Stück für Stück wird dann noch das Tuch achtsam von Frauen und Mädchen nachgesehen, kleinere Fehler werden ausgebessert oder nachgeknüpft; und in den weitläufigen Verandraumen tritt darauf das fertige Tuch seine Reisen an, deren Bedeutung und Umfang wir schon kennen lernten.

Man darf das alles aber nicht nur einmal sehen; man muß in dieser und jener Fabrik gewesen sein, bis endlich alles uns klar wird und man ein richtiges Bild von dem gestaltenreichen Betriebe bekommt. Aber auch manche Gedanken werden wach, die von den eigentlichen Vorgängen abzuweisen. Tugende von Maschinen sehen wir da dem einen Vorgange der Tuchbereitung dienlich, eine Menge fleißiger Menschenhände in ihrem Bann.

30. Mai 1909.

Von Gertrud Elisabeth (Köln).

Wachgebüß hat Mutter Sonn
Blondher, bunt und sing;
En 'nem Gade däte fong;
So zo Rölle am Rhing.
Ganz verlorde wor de Stell,
Reiner kom vörbei;
Ordm se heelte 'ne Berzäl
Nebber mändcherl.

Flett, die stred ehr Räsche plet
En de Looch un sprich:
„Kerg mich plog de Langewiel,
Nimmes mich he rüh.“
„Rä, zom schone Bröhlingsstruup
Se uns leiner pld.
Ber't met uns Altor ob Huns.“ —
Aus röh us der Ged.

Selbs dat Klein Bijälche Klag:
„Ich dñ'sons och blö;
Nimmes mich he sache mag.“
Rühmp et spät un fröh.
Roombloom, die vun bloem Vlot,
Red stolz ehre Kopp,
Meint: „Un ben ich keinem got,
Denk ich, bloz jet dropt!“

Stell dā Gade wibder sog,
Kfänge Mai et wor;
Ror de Nachtigall die schlog. —
Do, met golde Hor,
En 'nem Kleid wie Mondesching,
Rom en schone Fee
En dā Gade an dem Rhing,
Sagt: „Räsche ben ich he.“

Gederus, Bijälche, Flett,
Roombloom pld se sich.
Wer dā Blome schwab se nett
Drop noh'm Götzenich,
Wo de Blomekännigin
Op dem Trun häd sig.
Fee red der de Wändcher hin;
Wat geschäp no jiz?

*) Wo se Rölle de Blomespille geshalbe wäde.

Raum en der ehr Hand gelacht,
Wäde Gold se flor.
Scht, dat Wunder hätt gemacht
Kunn'gin als mänd Jor.
Roombloom, Flett, Bijälche, Kus
Kummen häd zo Ehr,
Weil gewählt se woodte us
So 'ner schone Fee.

Dann de Deech're jung un alt
Habe jiz Turner,
Un als Pries sin opgestallt
Blomen alle veer. —
Kutt, wer nor zo reime flog;
Schön es 'u ne Sängerzeg!
Widlich, wer durch sin Gedeck
Häd seert ene fröhe Seg.

Die Stübchen.

Stimme von M. Albert.

Die vier alten Mütterchen saßen beim Morgentasse.
Der bußete das ganze, große Zimmer des Greisenahls voll,
denn er war frisch und stark, wie ihn die alten Frauen liebten.
Weißes, weißes Brot hatten sie dazu und gute Butter, und sie
ließen sich's gut schmecken. Die Stationschwester strich ihnen
die Butterbrote und schenkte ihnen den braunen Trank ein, denn
die alten, zitterigen Hände waren nicht mehr flink und geschickt
genug dazu.

Schmeckt es Euch nicht, Mutter Christen? Ihr habt ja Euer
Brot noch nicht angerührt heute morgen.“ sagte die Schwester
zu einem der Glieder dieses vierteiligen Kleeblattes, dessen Jahre
zusammen gerechnet drei Jahrhunderte ausmachten.

Das alte Weiblein schaute ganz verdrießlich in seine Kaffeetasse und sagte: „Daheim, in meinem Stübchen, hat es mir
immer geschmeckt. Der Kaffee, den ich mir kochte, war besser als
dieser hier. Ich möchte wieder heim!“

Die Schwester lächelte, so wie man über unverständige
Kinderworte lächelt. „Das meint Ihr nur so, Mütterchen!
Kommt, ich tu' Euch noch ein Stüd Zucker hinein, dann schmeckt
es ganz gewiß!“

Sie tat es, und nun endlich ließ sich die Alte zum Kaffeetrinken herbei. Die anderen drei gaben nicht im geringsten acht
darauf; es war jede mit sich selber beschäftigt.

Nachher räumte die Schwester den Tisch ab. Dann strich sie
noch einmal glättend über die blau und weiß bedruckten Kissen
der vier Betten und ging.

Die Mütterchen gingen nun auch an ihr Tagewerk.

Die jüngste von ihnen, die Sechszehnjährige, holte sich
einen groben Stricktrumpf hervor und begann zu stricken. Sie
strickte fast den ganzen Tag und brachte doch kein Strumpfpaar
fertig, dann was sie tagsüber strickte, mußte ihr abends die
Schwester wieder aufziehen. Da war Mutter Picard, die
älteste, deren Geist wieder in den Dämmerungen der frühen Kind-
heit gling. Die nahm mit ihren zitterigen, verkrüppelten Fingern
ihr Spielzeug hervor. Es waren einige Dugend leerer Garn-
rollen und ein Häufchen bunter Lappen, mit denen sie tagaus
tagein nach Kinderweise spielte. Und auch jetzt begann sie still-
vergnügt und mit ihrem gewöhnlichen blöden Lächeln ihr tägliches
Spiel. Dann kam Frau Bings, ein ganz krummes, schier verkrüppeltes
Weiblein, das aber noch ziemlich regen Geistes war. Sie betete
fast immer den Rosenkranz. Auch jetzt hockte sie sich auf einen
Stuhel, machte laut das Kreuzzeichen, und dann murmelten
ihre dünnen Lippen ein Ave nach dem anderen.

Mutter Christen, die Unzufriedene, tat nichts von alledem.
Sie kumpelte ein paar mal zu einem der großen Fenster und
wieder zurück. An den Fenstern standen kümmerliche Geranien-
stöckchen mit ein paar bleichen, schwindfächtigen Blüten. Darüber
hinein schaute der graue, nasse Wintertag, und darüber hinaus
schaute die alten, sehnsüchtigen Augen des grauen Weibleins,
aber die spizen, altfränkischen Dächer der Nachbarschaft hinweg.
Dort hinten, hinter dem Gehölz, das die kleine Stadt begrenzte,
gar nicht so weit weg, lag Mutter Christens Heimat. Dort
hatte sie in einer Hütte ein kleines Stübchen. Und nach diesem
stillen Stübchen mit den paar armseligen Möbeln stand nun ein-
mal all ihr Sehnen und Verlangen.

Krank hatte man sie vor einigen Wochen hierher ins Spital
gebracht, mit dem zugleich ein Misl für alte Leute verbunden
war. Jetzt aber war sie wieder gesund, und nun wollte sie auch
wieder fort — heim!

Schon vor drei Tagen hatte sie der Schwesterin Oberin diese
ihre Absicht kundgegeben, aber da hatte ihr die gesagt, es sei
von der Gemeinde beschloffen worden, daß Mutter Christen fortan
für immer im Misl bleiben solle, weil sie niemand mehr habe,
der sich ihrer ferneren Pflege annehmen würde. Die Alte aber
hatte nachdrücklich erklärt, sie ginge heim, sie müsse wieder in
ihr eigenes Stübchen; die Besenmarie würde schon sorgen,
wenn sie einmal nicht mehr könne. Da aber hatte man ihr
gesagt, mit dem eigenen Stübchen sei es von nun an vorbei,
und sie müsse unbedingt hier bleiben, wo sie es doch so viel
schöner habe.

Darüber dachte die Alte nun nach, während sie so trübselig
und sehnsüchtig in den grauen Wintertag hinausstarrte.

Und grau und trüb starrte der Tag zu den Scheiben herein.

Aber nur wenige von denen, die hernach das schöne, wärmende Kleidungsstück auf dem Körper tragen, wissen etwas von seiner wechselvollen Entstehungsgeschichte, die doch wahrlich eine gar nicht so unbedeutende Episode aus dem Gesamtwirken unseres heutigen Kulturlebens darstellt. Aber auch die großartigen Fortschritte auf dem Gebiete der Hygiene und des Arbeiterschutzes werden uns klar, wenn wir die vielfach engen und düsteren Arbeitsstätten verlassener Zeitläufe mit denen aus neuester Zeit vergleichen, wo auf Licht, Staubbeseitigung und andere gesundheitsfördernde Momente mit aller Kraft und allen Mitteln moderner Technik hingearbeitet ist.

Ein Besuch der Webeschule bildet dann einen würdigen und passenden Abschluß unserer Studien über die Tuchfabrikation. Die Nachener Webeschule ist eine der bedeutendsten und bestausgestatteten in Deutschland, etwa 50 Tages- und ebenso viele Abendkurse liegen darin ihren Studien ob und arbeiten sich praktisch in die Textilbranche ein. Kein Zweig des großen Gebietes ist vorhanden, der hier nicht zu seinem Rechte käme: Ob man nun die Schafarten kennen lernen will, von denen die einzelnen Wollsorten abstammen, ob man sich unterrichten will über die chemische Zusammensetzung der verschiedenen Wollfasern und der Materialien, die beim Textilgewerbe Anwendung finden, gleichviel, reiches Anschauungsmaterial in den natürlichen Produkten sowohl, wie in bildlichen Darstellungen steht uns zur Verfügung. Schematische Aufzeichnungen erleichtern das Verständnis der einzelnen Gewebearten, wie auch der komplizierten Maschinen, deren Getriebe am tätigen oder selbst ruhenden Mechanismus kennen zu lernen, ohne die theoretische Vorkenntnis, äußerst schwer fallen würde. Herrliche Gewebemuster — auch solche von anderen Stoffen, besonders von Seide — hängen als Proben der Textilkunst hinter Glas und Rahmen. Neben modernen prägen da alte Gewebemuster europäischer und orientalischer Völker und sind Zeugen hoher Stufen der Vervollständigung.

Neuerlich feffend ist auch eine Sammlung von Herren-Tuchstoffen, welche die Sommer- und Wintermoden vom Jahre 1801 ab in ununterbrochener Folge veranschaulichen. Mit unglaublich bunten, knallig gefärbten Stoffen beginnt die Sammlung. Der Zeitgeist des Rokoko hat sich noch nicht ausgelebt. So geht es in ungläublichen Farbentönen und Mustern bis etwa zum Jahre 1830 fort, wo fast plötzlich ein Umschlag und Umschlag zu den heutigen, mehr dunklen Farben und einfacheren Mustern eintritt. Es klingt dröhlig, und doch — man könnte von dieser Stoff- und besonders Stoffensammlung ernste kultur- und stittengeschichtliche Betrachtungen anstellen; denn sie zeigt uns deutlich, wie die äußeren gewaltigen Wollerschiede noch lange nicht auch sofort eine Umkrempelung des inneren Menschen — den man in diesem Falle mit seiner Mode allerdings zugleich den äußerlichen Menschen nennen könnte — herbeiführen. Die gewaltigen Ereignisse der französischen Revolution, die Herrschaft Napoleons, die Befreiung von seiner Gewalt, — alles das hat damals die gedankhaften Moden nicht zu tilgen vermocht. Die

und schließlich fing er gar an zu weinen — langsam und schwer rannen die Tropfen hernieder und gaben ihm ein schwermütiges Aussehen, und immer reichlicher floßen sie.

„Ach Gott! Nun regnet's auch noch. Und heute wollte ich doch ganz gewiß den Weg nach Hause machen!“ murmelte Mutter Christen und wandte sich seufzend ins Zimmer zurück.

Silb und ergeben hockte sie sich dicht neben die Radiatoren der Heizung und rieb sich die kalten, bürren Hände.

„Ach, wie mich friert! Wenn ich es doch noch ein einziges Mal so warm hätte wie damals in meinem Stübchen!“ sagte sie verdrießlich.

Die fleißige Strickerin in ihrem Lehnstuhl nickte bloß dazu und bemühte sich erfolglos, eine ihr entglittene Masche wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Frau Bings aber, die auch ganz dicht an den wärmegebenden Heizkörpern saß, klapperte mit ihrem biden, blankgebeteten Rosenkranz und sagte verweisend:

„Aber hier ist es doch auch warm!“

„Hier nicht! Nein, gar nicht! Wie können denn auch diese eisernen Dinger eine rechtsschaffene Wärme geben, wo man doch keine Kohle und keine Flamme sieht... Ach Gott, wie schön hab ich mir doch immer eingelebt mit dem Heiß und dem biden Holz, das ich mir Sommer aus dem Walde heimgetragen habe!“ murmelte Mutter Christen und sah die modernen Wärmepender halb mißtrauisch, halb verächtlich an.

Da ihr aber keine mehr antwortete, fuhr sie im Selbstgespräch fort: „Und erst mein Döschchen... mein liebes, altes Döschchen! Wie kuschelten da die Kissen immer so lustig drin, und wie schön brach es das Kaffeewasser zum Singen!... Freilich, es hatte einen argen Riß in der Seite und auch schon ein eisernes Bruchband um den Leib, aber das schadete doch nichts! Durch den Riß schien abends immer die Flamme so schön hell, daß ich lange noch kein Licht brauchte... Ach, und meine liebe, kuschlige Netze!... Wie faul lag sie immer darunter und spannte und schnarrte... Wo mag sie jetzt herumlaufen? Gewiß ist sie gestorben vor Hunger, denn es war doch keiner, der ihr ein Schüsslehen Milch gegeben hätte... Ach Gott, das arme, arme Tier!“

Hier stand Mutter Christen auf und humpelte aufs neue zum Fenster hin. Es war ihr, als müsse sie ihren Liebling, die alte, kuschlige Kage, jetzt drinnen über die Straße hinwegsehen. Aber sie sah sie nicht. Und wieder gingen ihre alten Augen in die Ferne, wo das Heimgedächtnis lag. Und da fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort:

„Keinen Wald und keine Wiese sieht man hier und keinen einzigen Dorfmenich. Dabei gucken sie jeden Tag zu meinem Stübchen herein, der Wald und auch die Wiese, und mit den Nachbarn konnte ich schwatzen, wann ich wollte... Was mögen sie jetzt wohl machen da draußen? Die Topfhandlers Karlin und die Wesenmarie?... Wer mag ihnen nun wohl auf die Kinder achten, wenn sie auswärts sind auf dem Handel? Ach, die armen Dinger! Was werden die ein Heimweh haben nach ihrer alten Christenmutter!“

Die alte Christenmutter hatte auch Heimweh, ganz arg — sie fing an zu weinen. Sie lehnte nun wieder auf ihren Platz zurück und schweig; Tränen um Träne tropfte ihr langsam aus den heimwehkranken Augen.

innere Einsicht und der ernstere Sinn hinken offenbar hinterher. Erst in den 30er Jahren mit der Reaktion und der gemüthlichen, aber auch engherzigen Wiederkehrzeit fangen die Herren an, sich einer Tracht zu schämen, in der noch der tolle und leichtfertige Geist des Rokoko spukte.

Das wertvollste und interessanteste in der Nachener Webeschule sind aber die großen Maschinenräume, wo alle Arten von Spinnmaschinen und Webstühlen, vom einfachen Handwebstuhl der Vergangenheit bis zum neuzeitlichen Selbstaktor nicht nur aufgestellt, sondern auch sämtlich in Tätigkeit sind. Zur Unterhaltung der guten Sache geben hierhin Tuchfabriken Rohwolle und Garne zur Verarbeitung und zahlen dafür eine gewisse Summe, die natürlich nur als ein kleiner Beitrag zu den großen Unterhaltungskosten der Anstalt anzusehen ist. Der Zweck derselben gilt ja der Ausbildung tüchtiger junger Techniker und Kaufleute. Und in der Tat, solche Schulen sind dann auch die Mastkammern, aus denen die jungen deutschen Kaufleute und Industriellen sich die Waffen holen zum friedlichen und doch so heißen Kampfe mit mächtigen ausländischen Wettbewerbern. Hier finden sie, wenn sie strebsam sind, die theoretischen Kenntnisse und die gebiegene praktische Ausbildung, welche ihnen die Ueberlegenheit sichert. So ist also eine solche Schule auch eine der vielen Quellen der Macht auf wirtschaftlichem Gebiete, welche unsere Kultur begründen hilft und uns die Achtung der Mitwelt errungen hat.

DMK Die Postkutsche in Marokko. Während die Postkutsche im hochzivilisierten Europa auf dem Aussterbeort steht und der Ton des Posthorns uns vielfach nur noch aus alten Poesien entgegenweht, ist Marokko, dieses wunderbare Land patriarchalischer Rückständigkeit auf dem Wege zur Kultur erst neuerdings bei der Postkutsche angelangt. Es gibt im Scheriffischen Reich keine fahrbaren Straßen, keine Eisenbahnen. Was Straßen betrifft, so sind zwei Bauwerke vorhanden, die diesen Namen verdienen: die Brücke über den Wefen, 30 Kilometer von Fes entfernt, und die Zerstübrücke, 10 Kilometer vor Marrakech. Aber es gibt bereits ständige Postverbindungen in Marokko. Was bei uns in Museen und Altertumshäusern verstaubt, rollt im Maghreb frisch durch die Landschaft und verbindet den Marokkaner den Anbruch einer neuen Kulturperiode. Schon im Sommer vorigen Jahres hatte ein französischer Unternehmer in dem von General d'Amade dem Einfluss der Republik unterworfenen Schutzbereich einen halb-wöchentlichen Postdienst zwischen Casablanca und Sétat über Verreschid und Medina eingerichtet. Da das Unternehmen gute Erfolge zeitigte, hat kürzlich derselbe Unternehmer eine ebenfalls halb-wöchentliche Postverbindung zwischen Casablanca und Rabat geschaffen. Die Reise erfordert etwa 12 Stunden, eine Polizeibehörde bildet die Eskorte jedes Wagens. Um die Bedeutung dieser Verkehrseinrichtungen zu würdigen, muß man bedenken, daß zwar Kox und Reiter, nicht aber Räder und Wagen bekannte Dinge in Marokko sind. Der Wagen ist den meisten Eingeborenen dieses Landes ein Wunderding, wenn nicht gar ein gefährliches Ding. Als im Jahre 1839 Großherzog Friedrich von Hessen-Kassel in Tanger den Versuch machte, sich eines Wagens zu be-

ihre milde Seele aber wanderte. Sie lehnte ein in jenen armseigenen Raum, den Mutter Christen ihr Heim, ihr Stübchen nannte. Und das arme, alte Mütterlein sah im Geiste jedes Stück der ärmlichen Einrichtung. Da war das wärmende Heilige Wandbrettchen und die alte Kommode mit dem bunten Heiligenaltären darauf; der wackelige Tisch, der altersschwache Lehnstuhl und das gebrechliche Wandstimm mit den schönen, bunten Stoffen und den vier biden roten Kesseln, die ihr die Frau Schulzin geschenkt hatte. Nicht zuletzt aber war da das große braune Bett mit dem gebäumten Ueberzug. In dem waren ihr Mann und ihre zwei Kinder gestorben, und in dem wollte auch sie sterben...

Nein, hier konnte sie nicht bleiben, hier, wo sie keinen kannte, wo ihr alles so fremd vorkam, so fremd und so kalt, und wo nichts, auch gar nichts ihr Eigentum war.

Und Mutter Christen weinte sich ihr altes, heimwehkrankes Herz aus...

Nun war es Abend.

Die Spitalkloster waren in der Kapelle beim abendlichen Chorgebet. Da war es ziemlich still in dem weitläufigen Gebäude. Nur aus der Küche kamen Stimmen und leises Lachen; dort waren zwei Mägde am Kartoffelschälen für morgen. In den weiten, nur teilweise hell beleuchteten Gängen war es ganz einsam. Nur auf den Krankenstationen sah man dann und wann eine der weißen Flügelhauben von einer Tür zur anderen flattern, just wie eine große, weiße Taube — das war die Schwester, die hier während dem Weten die Wache hatte.

Um diese Zeit schlich sich jemand durch die Hintertür hinaus, schen und leise — eine kleine, gebückte Gestalt: Mutter Christen. Sie hielt es nicht mehr aus, sie wollte heim, heim in ihr liebes, lang entbehrtes Stübchen!

Und bebende schlurste sie über den nassen Kiesplatz, auf den die hellen Rundbogenfenster der Kapelle ein warmes, von zierlichem Maßwerk durchbrochenes Licht legten. Nun war sie am Gittertor. Es war so schwer und es ging so mühsam; das schwache Weiblein hatte Mühe, es aufzubekommen. Doch es plagte sich, als ob es gelte, sich das Himmelstör zu öffnen. Und endlich gelang es ihm. Mit widerwilligem Krächzen drehte sich das etwas eingeroßte Tor, und hurtig huschte die alte Ausreißerin durch den Spalt.

Nun war sie glücklich draußen und humpelte mit ihren altersschwachen Füßen so eilig, wie sie nur konnte, die Straße hinab. Aus den vielen Läden strömte eine Masse Licht, und auch die Bogenlampen warfen das ihre reichlich auf die Straße, wo die Leute in Mäntel eingemummelt unter Regenschirmen gingen. Mutter Christen aber hatte weder Mantel, noch Regenschirm, nur ein dünnes Umhangstuch. Sie froh ganz erbärmlich, und ehe sie noch außerhalb der Stadt war, hatte der siele, seine Regen ihr das dünne Tuch vollständig durchknäpft.

Da froh Mutter Christen noch mehr, aber trotzdem schritt sie tapfer weiter und weiter. Sie ging jetzt auf der Landstraße, die sich dunkel und glitschig zwischen zwei schier endlosen Reihen kahler Pappeln hindurch wand. Nun bog sie links ab in den Wald. Der lag schwarz und schweigend vor ihr. Kein Laut und kein Ton. Nur der Herbstwind kam über das Gelände und sang in den Waldbäumen sein wildes Lied.

bielen, legte sich die Sozialregierung ins Mittel und erhob Verwahrung gegen solche Neuierung. Auch der als oberste Instanz angesehene Sultan konnte sich nicht für eine Einrichtung erklären, bei der die Möglichkeit bestände, daß einer seiner Untertanen durch die Benutzung des Wagens, aber nur unter der Bedingung, daß er keine Räder habe. Der Großherzog behandelte die Sache mit Humor und kuscherte eines Tages sein Gesicht durch die Straßen von Tanger, aber es war kein Wagen — sondern ein Schlitten.

Seitdem ist mehrfach der Versuch gemacht worden, das Räder-umgetüm in Marokko einzubürgern. Als 1875 eine italienische Gesellschaft von Tanger nach Fes ging, hatte man zur Beförderung solcher Gepäckstücke, die sich auf Tragtieren nicht verfrachten ließen, einen Karren gemietet, einen vorrutschlichen Karren auf einem klumpigen Blockraderpaar, der von Ochsen gezogen wurde. Die Teilnehmer strömten zusammen, um das Wunderding zu sehen, und die Reittiere schauten, wenn sie des merkwürdigen Ungeheuers anständig wurden. Am Hofe des Sultans aber befand sich zur selben Zeit eine veritable Karosse, prächtig vergoldet, die die Königin von England dem Sultan zum Geschenk gemacht hatte. Bei Haupt- und Staatsaktionen, z. B. beim Empfang ausländischer Gesandtschaften, wurde diese Karosse hinter dem vollständig ausstrahlenden Marfall des Sultans als glänzende Paradebestimmung mitgeführt. Als 1877 eine deutsche Gesandtschaft nach Fes ging, wurde ihr die Ehre die Karosse in die Paradeformation des Scheriffischen Hofes eingefügt.

Es ist bekannt, daß Abul Afis, um mit dem neuesten Verkehrsmittel, dem Automobil, zu fahren, erst eine geeignete Straße anlegen mußte. In Marokko gibt es zur Vermittelung des Verkehrs nur Karawanenwege, schmale, von den Reit- und Lasttieren ausgebreitete Saumpfade. Von diesen laufen auf den wichtigsten Routen oft eine größere Anzahl nebeneinander her, so daß man z. B. auf dem Wege Magagan-Marrakech stellenweise 14 dierartige Pfade bei einer Gesamtbreite der Straße von 55 Metern vorfindet. Jüngendliche Unterhaltungsbetriebe werden an den Wegen nicht ausgeführt. Bei Regenwetter sind sie schmutzig und schlüpfrig im Winter unpassierbar, im Sommer staubig. Die Karawanen verkehren daher fast nur im Frühjahr und im Herbst. Sie machen des Abends Halt in den Wäldern (Karawanenstationen) der Ortsgemeinden, oder in den Fondas (Karawanenstationen) der Ortsgemeinden. Die Reisen im Inneren Marokkos sind daher kostspielig. Sie erfordern die Unterhaltungskosten einer vollständigen Expedition, die Anschaffung von Zelten, von Lagermaterial, Lebensmitteln, den Ankauf oder die Miete von Lasttieren (Kamele oder Maultiere) und Reitern, die Annahme von Viehtreibern, Schutz- und Bedienungsmannschaften.

Vorausichtlich nicht lange wird es dauern, so schaut die Sozialmotive auf den blanken Ebenen durch die Gefilde Marokkos. Es wird dann das eigenartige Bild eines Landes bieten, das eine in anderen Zonen bestehende Kulturverwundung, die kuschliche Landstrasse, ausschaltet und aus dem patriarchalischen Karawanenverkehr sofort seinen Sprung in das Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität und der Luftschiffahrt vollzieht.

Und das alte Mütterlein schauerte zusammen, halb vor Kälte, halb vor Angst. Sie war müde, müde zum Niederstürzen, und fast wollten sie die alten, schwachen Knie nicht mehr tragen. Aber dennoch schritt sie vorwärts den Weg, den sie ja so gut kannte, denn sie hatte ihn früher so oft gemacht. Und ihre Augen spähnten angestrengt durch die Dunkelheit. Gleich mußten ja die Lichter ihres geliebten Heimgedächtnis durch die Bäume schimmern, denn dicht am Walde lag es. „Da mach' ich mir aber ein herrliches Feuerchen in meinem Stübchen an, und dann schlaf ich noch einmal recht gut in meinem eignen Bett!“

Also freute sich Mutter Christen, und der Gedanke daran ließ sie Kälte und Kälte, Müdigkeit und die merkwürdigen Schmerzen, die sie seit einer halben Stunde im Rücken und auf der Brust verspürte, vergehen.

Endlich tauchten denn auch die spärlichen Lichter des kleinen Dorfes durch den dichten Nebel.

Mutter Christen wollte einen Freundschaftsloß lassen, aber sie brachte nur einen sonderbaren, gurgelnden Ton heraus, denn die Luft ging ihr aus vor plötzlichem Schmerz. Und mühsam kroch sie weiter...

Jetzt nur mehr ein paar Schritte. Hier, gleich eingangs des Dorfes stand sie ja, die Hütte der Wesenmarie, bei der sie wohnte. Und wirklich: die Wesenmarie hatte Recht!

Auf der anderen Seite der Hütte, da wo es dunkel war, lag Mutter Christens Stübchen. Vor Freude und vor Kälte zitternd stieß die Heimgeliebte die Hüttentür auf, und dann die Stubentür. Keine von beiden war verschlossen. Nun rief sie ein Hundeholz an, das sie sich aus dem Spital mitgenommen hatte. Auch ein Kerzenstumpfen hatte sie sich mitgebracht, aber es dauerte eine ganze Weile, bis ihre steifen, zitterigen Finger es anbrachten.

Endlich aber flammte es doch auf, matt und trüblich und — beleuchtete vier nackte Kalkwände und leere, klaffende Dielen! Keine Spur mehr von Mutter Christens geliebtem Döschchen! Kein Stück, auch nicht mehr das kleinste, von all den Gegenständen, die dem alten Weiblein so fest ans Herz gewachsen waren!

In Betracht, daß die Alte dieses alles nun nicht mehr brauche, da sie ja im Spital auf Gemeindefloßen gut aufgehoben sei, hatte man ihre sämtliche Habe versteigert.

Bei dieser Wahrnehmung stand Mutter Christen erst fass und stumm. Dann aber entglitt das Kerzenstumpfen ihren zitternden Händen. Es fiel zu Boden und erlosch. Nun war es wieder finster wie vorher. Mutter Christen aber, die also Heimgeliebte, sank mit einem Wehlaut auf die rissigen Dielen nieder.

Dann wurde es wieder still, still wie im Grab. Durch das offene Fenster kam der Nachtwind herein und strich mit seinem kalten Atem der auf den Dielen Liegenden mitteilig über das alte, stille Gesicht. Mit ihm kam ein weiches, warmes Gemäch, hereingebläht und schmiegte sich schnurrend an die kalten, losen Hände des alten Weibleins. Das aber wurde weder einen gewahrt, noch des anderen; weder des Kindes, noch ihres Liebblings, der kuschigen Kage...

Am anderen Morgen fand die Wesenmarie eine Tote in ihrer Hütte. Mutter Christen war in ihrem Stübchen eingeschlossen zur ewigen Ruhe.

Salz und Pfeffer.

Vollständliche Studie von Adolf Kehler.

In Remus Epos Faust, im Gesang Die Schmiebe, lobt der Meister die Kochkunst seiner wackeren Ehefrau mit den Worten: Sie hat ein gut Gemüt, d'rum kocht sie gut. Faust setzt dann fort:

Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen, Der Frauen Herz, voll rätselhaften Zügen, Erprobt sich stets am Wohlgeschmack ihrer Speisen Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt, Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt, Daß es den Gästen schmecke und gebehe, Das gibt den Speisen erst die rechte Weiße!

Weil wir überzeugt sind, daß die lieblichen Hausfrauen und Köchinnen es nirgends daran fehlen lassen, obgenannten Herzenswunsch in alle Pfannen und Tiegel, Schüsseln und Töpfe zu rühren, bleibt uns nur noch übrig, die nach des Dichters Wort zwar nebensächlichen, aber dennoch für die Kochkunst nicht unwichtigen Ingredienzien kennen zu lernen, mit welchen man die Speisen würzt, in erster Linie Salz und Pfeffer. Bei unserem Gange in die Küche handelt es sich aber nicht darum, neue Rezepte aufzustellen. Wir möchten nur zeigen, welche Stelle die genannten zwei Hauptgewürze in Brauch und Sitte ehemaliger Zeiten eingenommen haben.

Zu viele Köche versetzen die Suppe, heißt ein Sprichwort, dessen Wahrheit wohl von keiner Köchin und keinem Politiker bestritten werden wird. Wo aber das Salz fehlt, sei es in einer Speise oder in einer Rede, da will das Gebotene nicht schmecken und heit weder leiblichen noch geistigen Genuß. „Gefaltene“ Rechnungen fliegen um das Neujahr herum zahlreicher in die Häuser als Goldbügeln und gebrauchte Wäsche. In dem bekannten Kinderlied: „Mäuschen, Mäuschen, was tust du im Garten?“ wird mit dem Namen des „Salzmannes“ gedroht, worauf das salzigen Kräutlein nachschende Mäuschen sofort die Flucht ergreift. — Im Sprachgebrauch erscheint das Salz als Sinnbild der größten Kraft und Trefflichkeit. „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz schal wird, womit soll man salzen?“ sagt der Heiland in der Bergpredigt (Matth. 5, 13), und bei Lukas 14, 34 treffen wir die Stelle: „Das Salz ist ein gutes Ding. Wenn aber das Salz schal wird, womit soll's gewürzt werden?“ Das Salz, das im alten Bunde mit dem heiligen Rauchwerk wie mit jedem Opfer verbunden sein mußte und geradezu das Salz des Bundes Gottes genannt wurde, war das Zeichen der unausslöschlichen Freundschaft zwischen Gott und seinem Volke und der daraus hervorgehenden Gnade, welche dem Gebet wie dem Opfer Würde und Kraft in den Augen Gottes verleiht. Bekannt ist die Sitte der Araber und anderer Völker, mit ihrem Gast als Zeichen sicherer Freundschaft zuerst Brot und Salz zu essen. Weil das Salz vor Fäulnis bewahrt, ist es ein Zeichen der Unverwundlichkeit, der Beständigkeit. Daher der „Salzbund“ des Herrn mit Israel so viel als der ewige, unzerstörliche Bund. (4. B. Mos. 18, 19.) Als Elifäus sich bei den Jüngern des Elias in Jericho befand, da kamen Männer aus dieser Stadt und sprachen zu ihm: „Es ist hier gut wohnen, o Herr, wie du selbst siehst; aber das Wasser ist ungesund.“ Da befohl er: „Bringet mir ein neues Gefäß mit Salz!“ Als sie es gebracht, ging er an die Quelle, schüttete das Salz hinein und sprach: „Dies spricht der Herr: Ich mache dies Wasser gesund, und nicht mehr sollen Krankheiten oder der Tod aus ihm entstehen. Und von da an war das Wasser gesund. Diese Heilung des Wassers durch Elifäus war ein Vorbild der christlichen Wasserweihe, bei der mit ausdrücklicher Hinweisung auf jenes Wunder das Wasser durch geweihtes Salz von der Macht des bösen Feindes befreit und für alle, welche sich reuen oder bußfertigen Herzens damit besprengen, heilsam gemacht wird. — Aus all dem Gesagten erklärt sich der Gebrauch des Salzes als eines Symbols der heiligen Geisteskraft und des ewigen Lebens bei der Taufe, ebenso beim Eucharistie. Alle bösen Geister fliehen das Salz, weil in ihm die Kraft des heiligen Geistes wohnt. — Wie es gegen die Verwesung schützt, so bewahrt es auch gegen die Angliederung mit dem geistig Bösen, weshalb nach den zahlreichen Hegenlagen bei einer Hegenmahlzeit niemals Salz erscheint. Wer, der Sache unkundig, Salz verlangt, oder als unbefugter Zuschauer Salz in den Kreis wirft, bewirkt dadurch, daß die ganze Versammlung plötzlich verschwindet. — Nach allgemeinem Volksglauben bedeutet Salzverschütten ein Unglück. Man schreibt es daher dem Teufel zu, der unsichtbar das Umstoßen verursacht. — Der Dörrreicher Castelli, wenn wir nicht irren, hat obigen Volksglauben als Vorwurf zu einem humoristischen Gedichte benutzt, worin ein Ehepaar wegen des umgestoßenen Salzfaßes im Pant gerät. — In dem bekannten Liebes-Brüder, wer hat denn das Bier umgeschüttelt? ist das Salz durch den in Becherkreisen bekannteren Gerstenjaß ersetzt worden, einestheils wohl darum, weil man die Bedeutung des Salzes in volkstümlicher Fiktion nicht mehr kannte, andertheils, weil bei frohen Trinken das Umstoßen von Biergläsern und Bierkrügen eine weniger seltene Erscheinung ist als das Umschütten des Salzfaßchens. — In manchen Gegenden Frankreichs, auch in manchen deutschen Gegenden, wirt, wer Salz verschüttet, ein wenig Salz hinter sich dem unsichtbaren Teufel ins Auge. (Vgl. das Ausland, 1840, Nr. 169.) In Schottland warf man ehemals Salz auf die Feinde. — Bekannt waren bei den Germanen die heiligen Salzberge, um deren Besitz blutige Kriege entstanden. Sie glaubten, die Gebete der Menschen werden von den Göttern nirgends besser vernommen, als in Gegenden, in denen salzhaltiges Wasser fließt. Nach einigen Forschern soll die Saale der heilige Salzfluß gewesen sein, um dessen Besitz sich die Chatten und Hermunduren stritten. Andere behaupten, jener Ruhm komme der Verra zu, welche aus dem Salzbrunnen unterm Ursulaberge in der Alster Gemarkung und aus dem Salzloche bei Ober-Elsfeld entspringt.

Während das Salz von jeher ein Lebensbedürfnis bildete, dessen Fehlen oder Vorkommen als Nothstand empfunden wurde und in diesem Falle mit dazu beitrug, politische Katastrophen herbeizuführen, spielt der Pfeffer, obwohl im Volksmunde Salz und Pfeffer immer nebeneinander genannt und auf der Tafel des Reichthums sowohl als auf dem Tische des Arbeiters und Bauers in zwei verschiedenen Abtheilungen eines und desselben Gefäßes

aufgestellt werden, niemals eine so bedeutende Rolle. Wenn die Schüler des Klosters St. Gallen einem ihrer vorzüglichsten Lehrer den Namen „Pfeffertorn“ verliehen, so scheinen sie mit der Schärfe dieses Gewürzes selber als mit derjenigen des Namensträgers hinlänglich bekannt gewesen zu sein. Der Humanist Johannes Reuchlin in seinem Kampfe mit dem getauften Juden Pfefferkorn machte die nämlichen Erfahrungen, und wenn in einer Zeitung von gepfefferten Bemerkungen und Ausfällen die Rede ist, so darf mit Sicherheit angenommen werden, sie haben den Adressaten gehörig in die Augen gebrannt. — In älteren Zeiten, als der Pfeffer noch selten und teuer war und von den „Pfeffersäcken“, wie die Kaufleute von den Raubrittern genannt wurden, oft mit Lebensgefahr aus Italien über die Alpen gebracht werden mußte, trat er wegen seiner die Gesundheit vermeintlich fördernden Eigenschaften bei Grundgütern und andern Abgaben oft an die Stelle des baren Geldes oder einheimischer Naturalien. So liebt Heinrich Kirchherr zu Adorf im Thurgau im 13. Jahrhundert zwei Talente Pfeffer (zu 1/2 Fentner) an das Kloster St. Gallen. (Dr. Caspar Sanier Geschichte der Stadt Elgg.) — Im Jahre 1258 entrichtete Ulrich von Wäch dem Stifte Einsiedeln als Zins für sein Erblehen Fische, ein Pfund Pfeffer und ein Fueslein; ebenso im Jahre 1348 „vier juch. reben zu Niesbach, die erb sind von unserm gottshus (Engelberg) umb acht lölli pfeffers jertlich ze herb.“ Ähnliche Beispiele aus alten Urkunden liegen sich noch viele aufzählen, ebenso Exempel für die nämliche Leistung zur Erwerbung des Wirtschaftsrechtes, als Buhgeld für verschiedene kleinere Vergehen usw., sowie als Gebühr für Handänderungen, als sogenanntes „Erschlag.“

Bei den Ratsherren früherer Jahrhunderte war es allgemein Sitte, sich durch Geschenke, sogenannte „Verehrungen“ bei jeder möglichen Gelegenheit, des gegenseitigen Wohlwollens zu versichern. In diesem Sinne überschickte die Stadt St. Gallen seit dem Jahre 1387 an Nürenberg für die Erlaubnis, den dortigen Markt beziehen zu dürfen, alljährlich „ein hölzern Wecher und ein Pfund Pfeffer.“

In medizinischer Hinsicht schrieb man dem Pfeffer große Heilkräfte bei. So heißt es diesbezüglich in der im Jahre 1480 erschienenen „Veged von dem lieben Herren und Erzbischof Sant Michael“, daß einem Kranken, den die Mergere bereits ausgegeben hatten, auf inständiges Flehen vom heiligen Michael folgendes Rezept gegeben worden sei: „Du sollst dir ein gesammtes Ding lassen machen, von Honig, von weyn und von pfeffer, und alles das du eßst, das sollt du dazeyn tunken, so wirst du genzlich gesund.“ — Als Gewürz half Pfeffer nach einem alten Volkspruch dem Manne aufs Pferd, der Frau aber ins Grab, wie in gleicher Weise auch von den Erbheeren behauptet wurde, daß sie dem Manne nützlich, der Frau aber schädlich seien. — Hafen-, Reich-, Heich- und Gumpspfeffer, die noch heute auf dem Speisegestell stehen und zu deren Bereitung weißer und schwarzer Pfeffer unerlässlich sind, werden schon im Jahre 1476 in einem Küchenzettel des Abtes Ulrich Bischof von St. Gallen kurzweg unter dem Namen „ain pfeffer“ aufgeführt.

Wenn alle aufrichtigen Wünsche der Sterblichen in Erfüllung gingen, müßte das im Volksmunde viel genannte „Pfefferland“ der bevölkerste Erdbird der ganzen Welt sein; denn die Anzahl derjenigen, die schon dorthin gewünscht und bewünscht wurden, beträgt ungezählte Legionen und umfaßt alle Stände, Alter und Berufsclassen, vom römischen Feldherrn Varus bis hinunter zum Lehrling des Fabelhirschen „Wardiers von Segringen“, der das Schermesser am Rücken abzog und das halbe Pfaster auf den Tisch strich anstatt auf's Tuch.



(Nachdruck verboten.)

Der Chrestianus der Deepegah begähnt am Chlodwigspil däm Bitter, de met im Schulle gegangen es. — „Verde Bitter! Wat es dat god, dat ich dich treffe! Weß doch ein god und tien mee ens avens 5 Mark, ich han mie Bottemonnd derheim liege lohke, un dunn he bes noch der Deepegah es esu ne wisse Wäg!“ — Drob fahst du Bitter ganz lus: „5 Mark lienen ich der mit, ävver he hah do ne Grodche, fah dich ob de Elektrische nom Nühmabt, un holl der en der Deepegah bin Bottemonnd.“

Der Doreß es jo 'ne gode brave Käl, ävver nebbe jünger Bravheit hah ha doch 'ne Fähler: Hä schifanet gän ävver et Esje. En der Haas weih sing Frau öfterich nit, wat se im op et Brütche lägen fall, un su hat se im hah Schweizerties drop gelacht. Do hah der Doreß sich no widder drüber geärgert, un als hä no Huns kom, fahst 'e: „Wel oeprem domme Schweizerties, hä es nit nor drich, hä es och vill so döb, un dobei noch voller Lächer!“ — „Dch,“ fahst sing Frau, „beß nor stell, die Lächer koste mir, die han ich z odrage!“



Lustige Ede.

Uebertrumpft. Lustschiffer (der eben die hohe Kergerechnung für einen kurierten Schenkelbruch bezahlt hat): „So, jetzt wird wenigstens Bredow, der Prop, nicht mehr behaupten können, daß er mehr Geld für den Lustsport ausgibt, als ich.“

Köche. Dienstmädchen: „Morgen, Madam, verlaße ich also den Dienst bei Ihnen. Ich soll zu Frau Brenner kommen; Sie werden mir doch ein gutes Zeugnis geben.“ — Hausfrau: „Das allerbeste, das Sie sich denken können — ich habe diese Person.“

Im Eifer. „Wenn ich Ihnen meine Tochter geben soll, Herr Leutnant, muß ich erst wissen, ob es nicht eine bloße Vernunftsche ist.“ — Effektive Reizung, Herr Kommerzienrat! ... Vernunft gänzlich ausgeschloffen.

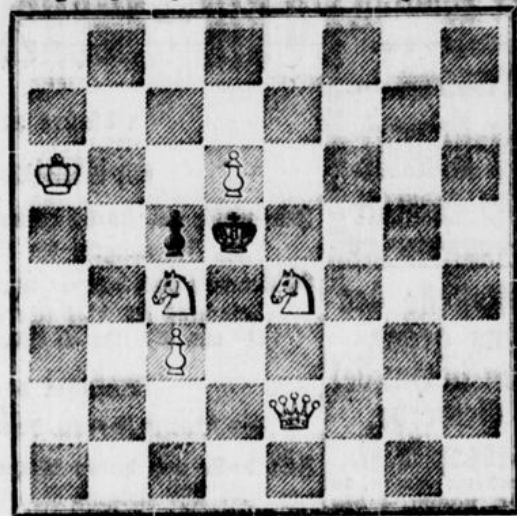
Erstes kleines Mädchen: „Dein Papa und deine Mama sind gar nicht deine rechten Eltern. Sie haben dich adoptiert.“ — Zweites kleines Mädchen: „Nun, das ist doch um so besser. Meine Eltern haben mich ausgefacht, aber deine mühten dich nehmen wie's kam.“

* Drastisch. Ged: „Herr Doktor, ich habe Sie rufen lassen, ich muß gestehen, daß ich gar kein Vertrauen zur modernen Heilkunde habe!“ — Arzt: „O, das tut gar nichts! Sehen Sie, der Fiel hat auch kein Vertrauen zum Tierarzt, und der furiert ihn doch!“

Spiel- und Rätsel-Ede.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem 2. Zuge matt. Antwort.

Es ist zu bilden aus:

a b e m t t
a e i r u
a a h j r
e s f h m o p t
c h o r t u

Spiel.

Stadt in Ungarn.
Mittelalterlicher Fürst.
Verlängerter Vorort.
Stadt in Westfalen.

Sind die Worte richtig geordnet, ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Rätselwort für die Damenwelt.

Schwerfragen.

1. Welches ist das sauberste Tier?
2. In welchen Ländern wohnen keine Menschen?
3. Was hat ein Indier, der eine Landemannin zur Besten hat?

Ausfüllungs-Aufgabe.

Es soll den Worten: Eine Real-Universität, Vier Alte Worte Das Lute Orden, Da Alle Eger Unse je ein weiterer Buchstabe am Anfang angefügt werden. So daß neue Worte, und zwar ebenfalls Hauptwörter, entstehen. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben alsdann ein heidnisches Fest.

Bilderrätsel.



Diamanträtsel.

9 Worte und 2 Buchstaben, richtig untereinandergestellt, ergeben, wenn man die Mittelbuchstaben dieser Worte von oben nach unten liest, ebenso wie das mittlere Wort ein allgemein beliebtes, heidnisches Fest. Die zur Bildung der Worte erforderlichen Buchstaben sind: 8 a 1 b 4 h 7 e 1 g 4 i 1 k 5 l 6 m 5 n 1 p 3 r 4 s 6 t 3 u 2 v. Die 9 Worte bedeuten in richtiger Reihenfolge: 1. Zeit eines Wagens. 2. Nebenfluß der Elbe. 3. Hochschüler. 4. Darstellung der Entwicklung eines Gleiches. 5. Pläntchen. 6. Deutscher Bundesstaat. 7. Kunst. 8. Englische Kolonie. 9. Weiblicher Vorname.

Schwerträtsel.

Ich bin begierig, ob ihr wißt. Welcher Gatte weiblichen Geschlechtes ist. (Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Bilderrätsel.

Orientpfeulant.

Staufaufgabe.

Im Stat legen kl und k7.
B: p8, k8, t7, p8, e10, k8, e10, e8, k9.
C: e8, t9, t8, p8, p7, e7, k8, k10, k8, k8.
1. Stich: t8, p8, e8 } 9 für A;
2. " t8, t7, t9
3. " p10, p8, p8
4. " k9, k8, e8.
B kommt vom Spiel nicht mehr los.

Reitenrätsel.

Blutwurst — Wurstzeit — Reitbahn — Darmstadt — Stadtfeld — Kreislauf — Laufspiel — Spielbank — Bankhaus — Haustier — Tierblut.

Ausfüllungsträtsel.

Die Ausfüllung beginnt mit dem mittelften der obersten drei Felder und ist in der Weise vorzunehmen, daß immer der dritte Buchstabe ausgefüllt wird. Die Lösung ergibt dann: Jung gewohnt, alt gethan.

Wörterbild.

Bild rechts drehen, dann ist der Müll-er gebildet vom Baum und der Einkriedigung, zu sehen.

Wortbildungsträtsel.

Saal — eck
Ed — gar
Ruh — im
Bl — tow
I — dm
Ei — tel
Mar — wal
Serbien — Krawall.

Rätsel.

Schuhmacher — Pech.
(Nachdruck und Nachbildung aller Teile unterlagt.)

Verantwortlicher Redaktor: Jol. Böhler in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

10-10-68